

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 33

Artikel: Das harte Gesetz des Lebens [Fortsetzung]
Autor: Hämmerli, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645951>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das harte Gesetz des Lebens

Aus der Geschichte eines alten Bauerngeschlechtes

Emmentaler-Roman von Walter Hämmerli

13. Fortsetzung

Es ging vielmehr nach dem Grundsatz: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann.“ Gesetze, die den Ausschank an Einzelpersonen regelten, kannte man nicht. Das hätte gegen den Grundsatz der Freiheit verstossen, wie man sie sich in der Masse vorstellte. Erst als die Schnapspest dem Volke bis an die Kehle ging, fing es an, in den Tälern unseres Vaterlandes zu tagen.

Den Ramistalern selbst brachten die famosen Keller hinter dem Reutenenhof die „rote Flut“. Rotwein war bisher ein feiner Genuss für die obere Zehntausende gewesen. Jetzt bekam man ihn für billiges Geld beim Kellermeister auf der Reutenen. Hoch die Freiheit, hoch die Freiheit in Handel und Gewerbe! Jetzt ist dem Tüchtigen die Bahn frei gemacht. Dieser verschafft dem Volk, wonach es gelüftet. Grundsätze der Moral müssen nicht unbedingt mit der Tüchtigkeit verbunden sein. Tüchtig ist, wer haufenweise Geld verdient. Auf den kleinen Höfen wurde jetzt zu Mittag und Abend Rotwein getrunken. Da er durch Spanischen recht süss gemacht wurde, mundete er auch dem Weibervolk nicht übel. Der Männerchor sang unter Studers Leitung in den Reutenenkellern die schönsten Freiheitslieder und Jodel, und Agent Gall pries in kühnen Worten die Fortschritte der neuen Zeit, die man dem neuen Regiment in Bern und seinen Getreuen auf dem Lande verdanke. Dabei kam der Spender der roten Brühe gut weg. Deutlich liess man durchblicken, der zukünftige Gemeindepräsident sei schon heute der Wohltäter der Gemeinde — in ganz anderem Sinne als der alte Ammann Schwarz, an dem man im übrigen nichts tadeln wolle, denn es heisse ja in einem alten lateinischen Wort: „Von den Toten nichts, denn Gutes!“ Gall wusste, dass Fritz in diesem Punkt nicht mit sich spassen liess.

Die „rote Flut“ wurde bedenklich. Die tapfere Witfrau auf dem „Bären“ spürte ein merkliches Zurückgehen ihrer Einnahmen. Diese flossen jetzt eben dem grossen Haufen auf der Reutenen zu.

Der ganze Weinhandel wurde für Ramistal so schlimm, dass sogar der Pfarrer Kümmerly erwachte und mit verduzttem Gesicht die Verwüstungen gewahrte, die der gefährliche Alkohol in den Familien seiner Gemeinde anrichtete. Viele alteingesessene Familien hielten sich zwar von dem üblen Treiben fern und warnten auch ihre Dienstboten. Aber der grosse Haufe strömte jetzt ins „rote Lager“, und zwar sowohl im Blick auf den Wein als auch auf die Politik. Fritz Schwarz stand in der Gemeinde da wie der Hase im Klee. Erstlich konnte er mit Vergnügen feststellen, dass seine Frau einem freudigen Ereignis entgegenging, was auch die Mutter im Stock mit ihr versöhnte. Sodann wählte ihn die Gemeinde zum Präsidenten und zum Präsidenten des Chorgerichtes. Es setzte denn auch eine höchst seltsame Sitzung ab, als der Herr Dekan Bolzli auf die Aufforderung des Ortsgeistlichen hin zu einer Inspektion der Kirchgemeinde Ramistal erschien.

Nun, Herr Pfarrer Bolzli war nicht gerade der Mann,

um mit Leuten wie Schwarz Fritz zu verkehren. Es gab denn auch richtig Feuer, und mit hochrotem Kopf verliess Dekan Bolzli das Pfrundhaus zu Ramistal. Dieser Herr huldigte einer neuen Sorte von Orthodoxie, die mit derjenigen des Pfarrers Plüss nicht die geringste Verwandtschaft aufwies. Herr Bolzli machte schon äusserlich seinem Namen Ehre. Kinder in der Stadt nannten ihn „Däche Bolzgraduf“. Der Kopf glich einem Würfel und nicht einer Kugel. Die Ecken waren kantig; der Schädel kahl bis auf eine Decke brandschwarzer Haare am Hinterkopf. Die Aeuglein stachen giftig aus den Höhlen heraus, und den Mund zierte ein höhnischer Zug, der nur wich, wenn kriecherische Naturen dem geistlichen Herrn in Bücklingen und schmeichelhaften Urteilen ihre Referenzen darbrachten. Das Chorgericht versammelte sich im Studierzimmer des Pfarrers, wo der Dekan nach der Zufriedenheit der Gemeinde mit dem Pfarrer fragte. Ueberaus boshaft und giftig gab Präsident Fritz Schwarz sein Urteil ab, aus dem ungefähr hervorging, dass man froh sei, keinen Gescheiterten zu haben. Mit zynischer Frechheit gab er zu, dass er höchst selten in der Kirche in seinem Ehrenstuhl sitze, da ihm wichtige Geschäfte abhielten. Im übrigen wisse er, was seine Pflicht sei: „Tue recht und scheue niemand!“

Dekan Bolzli hatte in unnachahmlicher Weise die Rockschösse des schwarzen Habites zurückgeschlagen und die Beine in der ihm eigenen Art gekreuzt, um so etwas mächtig gebietend das „gemeine Volk“ von Ramistal abzuhören. Als die Verhandlung auf die Trunksucht der Gemeindeglieder überleitete und Pfarrer Kümmerly seine Bedenken in höchst sanfter Form zum Ausdruck brachte, stand plötzlich der Präsident auf. Es folgten der Schreiber Gall und noch ein radikales Mitglied des Rates. Feierlich gab man zu Protokoll, dass die Zeit der alten Herren und Pfaffen, der Oligarchen und Zuchtmeister im schwarzen Gewande vorüber sei. Man lebe im Zeitalter der Freiheit und lasse sich in keiner Weise über Dinge ausfragen, welche die Geistlichen nichts mehr angingen, seitdem man die Handels- und Gewerbefreiheit habe und viele andere Güter der französischen Revolution. Polternd verliessen die aufgebrachten Vertreter von „Freiheit und Fortschritt“ die Studierstube. Im Protokoll ist heute noch zu lesen: „Es zeigt sich in der Gottesdienstlichkeit der Gemeinde ein nachlassender Ernst; man wünsche deshalb hierseits, d. h. vom Pfarramt und Dekanat, dringend, dass gutes Beispiel vornehmlich von oben möchte gegeben werden.“ Damit erhielten die Männer des Fortschrittes ihren Verweis. Doch Fritz Schwarz und sein Kumpane Gall lachten darüber. Hans Studer konnte der Hieb nicht treffen, da er als Organist doch alle 14 Tage auf seinem Bänkchen sass und die Psalmen begleitete, auch gelegentlich seinen schönen Tenor zur Freude der Töchter und Frauen gar hell erschallen liess.

Die beiden Spötter Grimm und Schwarz verhandelten an einem Abend im Neufons bei einer guten Flasche den ganzen Handel, wobei Grimm seinen Freund mächtig lobte:

„Dem Pfaffli im Städtli, dem hochehrwürdigen Dekan, dem Bolzgraduf, dem mag ich die Abfuhr in Ramistal gar wohl gönnen. Jetzt müssen sie endlich merken: die Nacht weicht langsam aus den Tälern, aber sie weicht.“ Im übrigen konnte Reutenen Fritz seinem Gesinnungsbruder verraten, dass es in der Pfrund bald einen Skandal absetzen werde; die Frau Pfarrer lasse merkwürdig oft vom süßen Spanier holen. Er habe sie im Verdacht, sie sei dem Trunk ergeben und der Schlappschwanz von Kümmerly dürfe nichts sagen, denn sie habe ihm einen gehörigen Schübel Mitgift in die Ehe gebracht.

Der Herr Präsident hatte richtig beobachtet. Zudem hatte er ja seine getreuen Zuträger. Gall wohnte direkt dem Pfarrhaus gegenüber, und da er in dessen Bewohnern natürliche Feinde erblickte, beobachtete er getreulich, was da ging. Hatte er nicht Zeit, so besorgte das seine Haushälterin, die zugleich seine Konkubine war. Ein anständiges Frauenzimmer hätte ja diesen Gall mit seiner fürchterlichen Fratze niemals geheiratet. Von daher kam denn auch sein Minderwertigkeitsgefühl, das Hass und Reichtum wettmachen sollten.

Die Beobachtung stimmte. Die „rote Flut von Ramistal“ wälzte ihre ekligen Wellen auch über die Sandsteinschwelle des Pfarrhauses. Jetzt konnte Fritz Schwarz nicht nur vergelten, sondern auch sein Machtgefühl und seinen Widerwillen gegen die Geistlichkeit zur Geltung bringen. Er hatte oft genug seines Weinhandels wegen in Bern zu tun. Dort suchte er den Regierungsrat auf, der das Kirchenwesen unter sich hatte. Diesem war das bei seinem Radikalismus eigentlich recht lästig, da hin und wieder auch fromme Sprüche gemacht werden mussten; aber jemand im Regierungskollegium hatte sich für dieses unerquickliche Departement herzugeben. So opferte sich denn Herr Regierungsrat Christian Binggeli. Reutenen Fritz kannte ihn vom „Storchen“ her, wo sich die Treuesten im Lande bei Besuchen der Hauptstadt einfanden, um mit den Führern der Politik Fühlung zu nehmen. So wurde denn mit Regierungsrat Binggeli verabredet, es habe im Pfarrhaus eine gründliche Untersuchung im Beisein des Dekans und zuverlässiger Zeugen stattzufinden. Bei diesem Anlass werde dann das Nötige angeordnet werden. Der Präsident von Ramistal wollte einen Pfarrwechsel. Kümmerly war ihm gründlich verleidet. Möglicherweise erhielt dann Ramistal als Pfarrer einen Anhänger der neuen Politik und Theologie, auf welche letzterer er selbst zwar grad so wenig hielt wie auf der alten und dem ihm verhassten Pietismus. Grimm und er waren grundsätzliche Atheisten. Für sie gab es unter der Pfaffheit keine Unterschiede. Jeder schwarze Rock war für den einen wie für den andern ein rotes Tuch.

Das Ergebnis der Untersuchung im Pfrundhaus war erschrecklich. Gall und seine Haushälterin waren die Hauptzeugen; aber auch andere Nachbarn wussten Unrühmliches über das Betragen der Pfarrerin zu erzählen. Es erfolgte denn auch bald die Versetzung Kümmerlys in eine abgelegene Gemeinde im Oberland: Strafpfarrei!

Der Herr Präsident fühlte sich. Alles ging nach Wunsch. Jetzt wurde ihm noch ein Söhnlein geboren, dem er den in Ramistal bisher nie gehörten, vornehmen Namen Othmar gab. Der Schwiegervater und der Schwager vom „Adelboden“ waren Paten und des Lehrers Studer Hans Zukünftige Gotte. Sie war die einzige Enkelin aus dem Haus des ehemaligen Wirten und Agenten Büschel, der zur Franzosenzeit ein gewaltiges Vermögen ergattert hatte. Diese Tochter war als Nichte bei der Wirtin im „Bären“ zur Erziehung untergebracht worden, wo sie sich nützlich machte und eine wirklich ausgezeichnete Gehilfin der Witwe abgab. Hans Studer war hier an der Kost, und gar bald hatte er sich in das Herz der Jungfrau hineingesungen und „klaviert“. Entsprechend der Hochzeit war nun auch das Tauffest im „Bären“. Die Witwe liess sogar eine im Lande herum be-

rühmte Herrschaftsköchin kommen, die in jungen Jahren in den Patrizierhäusern zu Bern gedient hatte, wo sie von gewandten Pariser Köchen nicht nur gelegentlich ein Müntschi, sondern auch nützlichen Unterricht in der Kochkunst erhielt.

Ein Sprichwort unseres Landvolkes sagt: „We eis chunt, treit me eis use.“ Mutter Schwarz im Stock hatte das Tauffest noch erlebt; aber dann fing die körperliche Vorbereitung auf das Sterben an, mit der Hand in Hand ihre innere Vorbereitung ging. Die Regierung hatte einen jungen Pfarrer geschickt, denn die Gemeinde besass kein Wahlrecht, da sie eine der wenigen Rangpfarreien war. Die Herren der Obrigkeit kannten einen flotten Verbindungsstudenten, der als Zeichen seiner politischen Gesinnung die rote Mütze trug. Ein mächtiger Schmiss sass in seiner linken Wange. Er schien dem Kultusminister der rechte Mann für die Ramsitaler zu sein. Er war es auch, aber nur deshalb, weil seine Entwicklung ganz andere Wege ging als wie es seine Begünstiger wünschten. Der Umgang mit feinen Gestalten des Landvolkes, wie die alte Reutenenbüturi eine war, liess ihn nachdenklich werden. Wohl blieb er noch eine Zeitlang der alte Verbindungsbruder; aber innerlich ging mit ihm eine Umwandlung vor, die den Herren von Ramistal bald recht ungelegen kommen sollte. Wohl sang der junge Pfarrer auch einige Jahre im Männerchor mit, wenn die Einladungen des Präsidenten in die berühmtesten Keller erfolgten; aber die Zoten und Gemeinheiten der Gall und Spiessgesellen stiessen ihn ab. Recht bald gab er Gall zu verstehen, für was er ihn halte. Peter Stucki, so hiess der junge Pfarrherr, fing an, die Zähne zu zeigen, nahm hier oder dort die Zügel kräftig in die Hand und nahm den Kampf gegen die „rote Flut“ auf, trotzdem er damit den Präsidenten recht schmerzlich auf die Hühneraugen trat.

Es kam die Zeit, wo die Macht und Bedeutung des Präsidenten auf der Reutenen den Höhepunkt überschritt. Freund Gall wurde als Veruntreuer von Gemeindegeldern erappt. Der Präsident selbst, der im Bücherföhren ein Meister war, fand die bösen Stellen. Rasch legte er aus seiner eigenen Tasche das Fehlende bei; nach zwei Wochen hiess es, Jakob Gall habe einen wunderbaren Posten in der Stadt gefunden — auch gedenke er nun endlich zu heiraten. Gall verschwand, um in der Stadt Geschäfte ganz eigener Art zu betreiben. Nach drei Jahren fand man ihn auf dem Estrich aufgehängt. Im Selbstmord entfloher dem Arm der irdischen Gerechtigkeit und den unerhörten Quälgeistern, den rasenden Minderwertigkeitsgefühlen, die seit jener furchtbaren Verletzung durch den Hufschlag eines Pferdes des armen Menschenkindes Schicksal waren.

Auf der Reutenen erblickte noch ein Töchterchen das Licht der Welt. Auch sein Name sollte nicht dem üblichen ländlichen Register entnommen werden. Hulda wurde es getauft. Das war damals unerhört. Später machten es die Tauner nach, und die Vornehmen liessen ihre Mädchen und Buben wieder nach alter Sitte einschreiben: Andreas, Jakob, Fritz und Hans, Peter und Christian, und wie diese Vornamen alle lauten. Bei den Mädchen war es ähnlich.

Und Geld häufte sich auf Geld. Fritz war ein glänzender Geschäftsmann mit ganz neuen Handelsbräuchen. Moral hin oder her! Der Profit ist die Hauptsache, und das Volk wurde gründlich hineingeleimt. Jetzt versuchte sich der Präsident auch als Landbankier, was ebenfalls recht abträglich war, da man mit den Zinsen immer an der oberen Linie blieb. Gemeinnützige Banken gab es eben noch keine, und darum blühte der Weizen der Stadt- und Landwucherer.

Die Landwirtschaft wurde bei allem nicht vernachlässigt. Gute Meisterknechte waren die Gnade der Reutenen. Der alte Ammann hätte hierin nichts auszusetzen gehabt, trotzdem sein Sohn Fritz oft halbe Wochen lang auswärts auf Geschäftsreisen war.

(Fortsetzung folgt.)